

KATHARINA HAGENA

Mein Spiekerooog

mare

Das Copyright für die Abbildung auf S. 140 lautet:

Karte: © akg-images/historic-maps,

Garnele: © Oleg7799/shutterstock.com

1. Auflage 2020

© 2020 by mareverlag, Hamburg

Karte Peter Palm, Berlin

Typografie Iris Farnschläder, mareverlag

Schrift Albertina

Druck und Bindung CPI books GmbH, Germany

ISBN 978-3-86648-611-9



www.mare.de

In Erinnerung an Anke

Inhalt

I. ÜBERFAHRT

Vorwort 11

Fürwort 14

Schwimmen, verschwommen 17

Überfahrt 20

II. REIZKLIMA

Frische Luft 25

Wind 30

Frisches Wasser 33

III. DER STRAND

Sand 38

Schwimmen 2 40

Schlumpfburg 43

Strandkorb 45

Strandsport 55

IV. DAS DORF

Jeder darf machen, was er will 65

Das Old Laramie 69

Die Hermann-Lietz-Schule 72

Der Zeltplatzkiosk 75

Die Ulme 78

Schwimmen 3 80

Der Bahnhof 84

V. DIE DÜNEN

Dünensingen 93

Gipsbein 95

Der Lesepavillon 99

Bankgeheimnis 101

VI. DAS MEER

Schwimmen 4 105

Meeressprache 107

Über das Finden 113

Muscheln 115

Bernstein 124

Seesterne und Quallen 132

Krebsgetier 140

Meeresleuchten 142

VII. ÜBERRESTE

Der Drinkeldodenkarkhof 148

Moltke 156

Verona 159

Exkurs:

Vom Abschweifen und

Fortfahren 169

VIII. DAS WATT

Salzwiesen 177

Strandwermut 179

Der gelbe Turm 182

Schwimmen 5 189

Wattwandern 195

IX. DAS KÖRPERGEDÄCHTNIS 197

Literatur 205

Danksagung 209

I. ÜBERFAHRT

Vorwort

Ein Buch über Spiekeroog zu schreiben, heißt, eine Parallel-Insel zu erschaffen, die zwischen zwei Buchdeckel passt, ein schwarzes Buchstaben-Eiland im weißen Seitenmeer, Sprachinsel aus Inselfsprache.

Das Wort *Spiekeroog* trägt sein Inselfsein im Namen, *-oog*, das bedeutet in der niederdeutschen Sprache Ostfrieslands »Insel«, kommt aber immer nur als Teil eines Wortes vor, *Oog* allein gibt es nicht. Woher *Spieker* kommt, weiß man nicht genau, es könnte Speicher heißen, aber besonders viel zu speichern gab es auf der Insel nie. Die ersten Insulaner lebten vor allem vom Fischfang. *Spieker* kann auch Nagel heißen, vielleicht, weil die Insel eine längliche Form hat? Allerdings haben die meisten der Ostfriesischen Inseln eine längliche Form. Und durch die starke Strömung werden sie auf der östlichen Seite auch immer länger.

Spiekeroog ist nicht dadurch entstanden, dass Teile des Festlands abbrachen – die Insel ist vom Meer angeschwemmt und vom Wind herbeigeweht worden. Der Sockel der Insel stammt aus der Eiszeit und liegt heute tief unter der Oberfläche. Spiekeroog ist ungefähr zehn Kilometer lang und nur zwei Kilometer breit. Erwähnt wird die Insel zum ersten Mal 1398, da heißt sie »Spickerooch«, und laut einer Quelle aus dem Jahre 1561 wird die Insel nur als Ort mit »schlechten Dünen« bezeichnet.

Erst 1448 beklagt sich der ostfriesische Häuptling Ulrich Cirk-sena darüber, dass »mynen undersaten uppe Spikeroch hundred shap genomen« worden seien – seinen Untertanen wurden hundert Schafe geklaut. Doch das sollte nicht das letzte Ungemach bleiben, das den Spiekeroogern widerfuhr. Nicht selten wurden sie von Piraten überfallen, die mitnahmen, was ihnen gefiel. Und schließlich legten sich die Insulaner auch noch mit ihrem Oberherrn an, Balthasar von Esens. Raub und Plünderungen ihres Dorfes waren die Folgen. Im Jahre 1806 wurde Spiekeroog dem holländischen Königreich zugeteilt und war damit Teil des napoleonischen Frankreichs. Nach der Auflösung des französischen Kaiserreichs fiel Ostfriesland an Hannover und damit an den englischen König, ehe es 1866 wieder preußisch wurde.

Die Inselfsprache blieb jedoch die ganze Zeit über Plattdeutsch.

Als die Franzosen weg waren, kamen die ersten Badegäste nach Spiekeroog, aber erst später und spärlicher als auf manchen anderen Ostfriesischen Inseln. So begann der Badebetrieb auf Norderney schon fast dreißig Jahre früher. Auch heute ist auf Spiekeroog oft nicht ganz so viel los wie auf den meisten der sechs anderen Inseln, aber jetzt ist das einer der Gründe, warum die Leute überhaupt dorthin fahren.

Als Kind waren wir, mein Bruder und ich, mit unseren Eltern jedes Jahr in den großen Ferien auf Spiekeroog, mit achtzehn hatte ich meinen letzten Teenager-Sommer auf der Insel, als Studentin fuhr ich nur noch im Winter hin. Dann kam ich eine Zeit lang gar nicht mehr, bis ich selbst Kinder hatte. Mit ihnen war ich wieder jeden Sommer da. Inzwischen gehen sie aber mehr und mehr ihre eigenen Wege, entdecken ihre eigenen Inseln, und vielleicht finden sie irgendwann ihr eigenes Spiekeroog.

Mein Spiekeroog besteht aus Treibgut.

Erinnertes, Gelesenes, Gehörtes oder Geträumtes – alle Baustoffe dieses Buches sind angeschwemmt. Ich ziehe mir einzelne Stücke heraus und setze sie so zusammen, wie es mir passt, das meine ich ganz wörtlich: so, dass ich hineinpasse – ähnlich wie bei jenen durchlässigen Piratenverschlägen, die früher an den Randdünen des Oststrands standen. Inzwischen sind sie wahrscheinlich fortgespült oder weggeweht. Doch ich stelle mir vor, sie stehen immer noch dort, nur sind sie im Laufe der Zeit mehr und mehr versandet, bis nichts mehr von ihnen zu sehen war. Strandhafer und Silberdisteln haben sich auf ihnen niedergelassen, und längst sind sie zu einem Teil der Landschaft geworden.

Fürwort

Das besitzanzeigende Fürwort »mein« vor einem geographischen Begriff ist heikel. Es klingt nach Aneignung und Ermächtigung – ein besitzergreifendes Widerwort.

In Wahrheit liegen die Besitzverhältnisse zwischen Spiekeroog und mir genau andersherum: Diese Insel ist weniger die meine, als ich die ihre bin. Doch vielleicht möchte dieses »mein« gar keinen Besitz ergreifen, sondern ist vielmehr ein Ausdruck von Zärtlichkeit? So wie in dem Wiegenlied »Kindlein mein«, wo es nachgestellt ist. Insel mein.

»Dû bist mîn, ich bin dîn«, heißt es in jenem mittelhochdeutschen Liebesgedicht, das zwar »mein« sagt, aber erst, nachdem es »du« gesagt hat, und um im selben Atemzug zu erklären, dass es »dein« ist. Vielleicht ist es nur möglich, »mein« zu sagen, wenn man sich selbst schon verschenkt hat? Wenn mein und dein ineinander wohnen wie ein Herz im Herzen, dann kann »mein Spiekeroog« nicht nur meine Insel sein.

»Mein Spiekeroog« bedeutet also weniger Eigentum als eigenständige Verbundenheit, hat weniger mit meiner inneren Haltung zu tun als vielmehr mit meinen Innereien. Bevor ich das Buch *Mein Spiekeroog* schreiben kann, hat sich Spiekeroog schon in mich eingeschrieben. Längst ist die Insel Teil meines Körpers geworden:

Da ist die zwei Zentimeter lange Narbe am Fuß aus jenem Sommer, in dem ich in die scharfe Eisenkante des fast – aber eben nur fast – vollständig von Sand bedeckten Wracks der *Verona* getreten bin. Als ich das letzte Mal dort war, ragte es hoch aus dem Sand, drauftreten konnte man nicht mehr, dafür aber hineinschauen in das schwarze Innere, vor dem mir graut.

Trotz meines geradezu religiösen Eifers beim Einschmieren mit Sonnenschutzfaktor fünfzig hat die Sonne eine Handvoll Muttermale in meine Haut gebrannt, einen kleinen rauen Fleck auf den Nasenrücken gestanzt, Linien von den Augenwinkeln in die Schläfen gezogen.

Nach Sandstürmen, Salzwasser und billigen Sonnenbrillen sind ein paar geplatze Blutgefäße in den Augäpfeln zurückgeblieben.

Einer meiner linken Mittelfußknochen weist Zeichen des Verschleißes auf – vom ständigen Barfußlaufen nach Osten und nach Westen.

Noch immer sind da winzige Narben in den Kniekehlen und Handinnenflächen von den Abertausenden Knie, Sitz- und Bauchwellen, Aufschwüngen, Unterschwüngen, Todessprüngen, die wir an den blauen Reckstangen übten.

Beim Volleyballspielen am Strand habe ich mir die Finger verstaucht und die Knöchel verknackst. Die Hämatome an Unterarmen und Oberschenkeln sahen aus wie bunte Inseln auf einer Seekarte, ein unbekannter Archipel, der sich langsam verschob, verformte und schließlich verblasste.

Irgendwo in meiner Speiseröhre muss es eine Narbe geben, die an jene Gräte erinnert, die ich als Kind in einem Spiekerooger Restaurant verschluckt habe. Nachdem ich sie mit Brot und Tränen schließlich heruntergewürgt hatte, konnte ich die Stelle noch tagelang hinter dem Brustbein spüren.

Meine Füße wurden punktiert von Splintern, die sich beim Gang auf den Holzplanken hinauf zur Strandhalle in die nackten Sohlen gebohrt haben. Fügt man sie alle zusammen, würden sie wieder eine ganze Planke ergeben.

Und nicht zuletzt gibt es all die kleinen Narben und Blessuren, die ich mir beim Bewegen und Verstellen des Strandkorbs zugezogen habe: gequetschte Finger vom Einstellen der Haube, Rückenschmerzen beim Drehen des Strandkorbs, blaue Zehen, die ich mir bei einer zu eng genommenen Kurve am ausgezogenen Fußteil verstauchte, eingerissene Fingernägel vom Aufschließen des versandeten Schlosses, eine rechtwinklige Narbe auf dem Spann, als beim Verschieben des Korbs mein Fuß kurz unter den des Strandkorbs geriet. Und natürlich die vielen Schürfwunden vom Stolpern über das Holzgitter, das immer jemand aus der Familie in den Sand neben den Korb wirft.

Je länger die Liste wird, desto unvollständiger wird sie.

Spiekeroog hat sich unter meiner Haut abgesetzt wie eine Tätowierung, hat sich eingeritzt, eingebrannt, eingezeichnet. »Meine« Insel zu sagen, ist also durchaus eine Einverleibung, aber nicht meinerseits, sondern inselseits.

Schwimmen, verschwommen

Als mein Bruder und ich sicher schwimmen konnten und nicht mehr, wie noch beim Ablegen unserer Frei- und Fahrtenschwimmer, mit dem Körper vollkommen senkrecht, den Kopf im Nacken und der Nase als höchstem Punkt, blind durchs Wasser pflügten, beschloss meine Mutter, dass es Zeit war, an die Nordsee zu fahren. Sie fand, wir wären nun bereit für Spiekeroog.

Sie hatte uns das Schwimmen selbst beigebracht, Freifahrten hatte ich mit vier Jahren zusammen mit meinem Bruder, der ein Jahr älter ist, in einem Ostseebad abgelegt. Das war sehr früh, aber meine Mutter war ungeduldig. Sie wollte endlich wieder selbst schwimmen.

Zu Hause am Baggersee hatte sie mit uns geübt, bis wir müde waren und mit blauen Lippen auf die Decke taumelten. In Handtücher gehüllt, aßen wir danach sonnengewärmte Kuchenstücke und Pflirsiche. Sobald wir saßen und uns – wegen der Handtücher – nicht mehr bewegen konnten, sagte sie beiläufig, dass sie »mal eben rüberschwimmen« wolle, und schon machte sie einen flachen Köpfer ins Wasser, tauchte weiter draußen wieder auf und schwamm, Brust und Kraul im Wechsel, hinüber auf die andere Seite des Sees. Wir konnten sie die ganze Zeit sehen.

Am anderen Ufer, es war ungefähr einen halben Kilometer entfernt, winkte sie uns kurz und schwamm wieder zurück. Wenn sie aus dem Wasser schritt, klebte ihr nasses Haar dunkel an Stirn und Schläfen, und sie lächelte fröhlich, wenngleich auch etwas verlegen. Die anderen Mütter schwammen meistens zu zweit oder zu dritt parallel zum Ufer, man konnte sie lachen und reden hören, und wenn sie herauskamen, hatten sie immer trockene Haare.

Solange man uns also noch mit Handtüchern und Sandkuchen am Ufer festhalten musste, verbrachten wir die Sommerurlaube an der Ostsee. Die Ostsee ist ein kleines Meer, kleine Kinder konnten gut darin stehen, es gab keine hohen Wellen, und wenn man aus dem Schlauchboot fiel, konnte man meistens allein wieder hineinkrabbeln. Man konnte mit dem Auto und dem Fahrrad bis an den Strand fahren, es gab eine Strandpromenade mit Läden, Fischbuden und einer Milchbar, wo mein Vater »Joghurt Spezial« bestellte, einen Traum aus gezuckertem weißem Joghurt mit einem Berg Obstsalat aus der Dose obendrauf.

Das alles gab es auf Spiekeroog nicht.

Und doch war meinem Bruder und mir klar, dass diese ostfriesische Nordseeinsel die nächste Ebene darstellte. Alles, was vorher gewesen war, war nur zur Übung. Für Nichtschwimmer war das nichts.

An meine erste Überfahrt kann ich mich nicht genau erinnern. Auch nicht an meine erste Reise mit der Inselbahn. Der erste Blick von oben auf den Strand. Meine erste Wattwiese. Alle meine Kindheitsinselsommer streben danach, in meiner Erinnerung zu einem großen Meerbild zu verschwimmen, und nur anhand von Kleidungsstücken, Fotos und den Erinnerungen

anderer kann ich mühsam rekonstruieren, was wann gewesen sein könnte.

Schwimmend, verschwimmend, sich verschwimmend – das ist vielleicht die angemessene Art der Annäherung an diese Nordseeinsel, auf der meine Kindheit in jedem Wortsinne aufgehoben ist. »Die nächste Flut verwischt den Weg im Watt«, heißt es zu Beginn von Rilkes Nordseeinselgedicht, das ich noch immer vor mich hin flüstere, wenn ich auf Spiekeroog bin. »Und alles wird auf allen Seiten gleich.« Aus der nächsten Flut jedoch steigen die Erinnerungen herauf wie Inseln, die mal schärfer, mal verschwommener zu sehen sind. Mal legen sich im Laufe der Jahre Sandbänke um die Erinnerunginseln, sie werden größer und verändern ihren Umriss, mal schrumpfen sie, gehen unter, werden abgetragen oder bewegen sich wie Wanderdünen langsam, Sandkorn für Sandkorn, an verschiedene Stellen des Gedächtnisses.